

dtv

Wann haben Sie zuletzt gelacht? Über was können wir in Deutschland überhaupt noch lachen? Und worüber wurde einmal in Deutschland gelacht? Welche Witze wurden weitergegeben und wie reagiert der deutsche Witz auf Zeitströmungen?

Fragen über Fragen – Antworten und viele Beispiele finden sich in diesem Doppelband der erfolgreichen Witzebücher ›Ganz Deutschland lacht‹ und ›Kennen Sie den ...?‹.

*Peter Jamin*, geboren 1951, arbeitet als Schriftsteller, Journalist und Filmemacher in Düsseldorf.

*Michael Lentz* (1926–2001) war Professor an der Kunsthochschule für Medien in Köln.

*Chris Howland*, geboren 1928 in London, kam als Soldat nach Deutschland und startete seine Karriere beim BFN in Hamburg. Bekannt wurde er als Humorist, Sänger und Schauspieler.

*Dieter Thoma*, geboren 1927, Journalist, Kabarettist und freier Schriftsteller, war lange Jahre Chefredakteur und Moderator verschiedener Sendungen beim WDR.

# Die Witzekiste

Ganz Deutschland lacht!  
und  
Kennen Sie den...?

Zwei Bestseller  
in einem Band

Von Peter Jamin, Michael Lentz, Chris Howland  
und Dieter Thoma

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über unsere  
Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Ungekürzte Ausgabe 2010  
© 1999 und 2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagmotiv: Michael Sowa  
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten  
Gesetzt aus der Aldus 9,45/12,2'  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21241-0

Ganz Deutschland lacht!

50 deutsche Jahre  
im Spiegel ihrer Witze



# *Inhalt*

Dieter Thoma: Ein Vorwitzwort  
9

Chris Howland: Neandertal oder  
Die Entstehung des Witzes  
15

Lentz/Thoma: 1945–1949  
19

Chris Howland: Bestimmt  
42

Lentz/Thoma: 1950–1959  
46

Chris Howland: Deutscher Humor  
79

Lentz/Thoma: 1960–1969  
81

Chris Howland: Prüdes – Prüde Menschen – Prüderie  
111

Lentz/Thoma: 1970–1979

114

Chris Howland: Gott

145

Lentz/Thoma: 1980–1989

148

Chris Howland: Witze erzählen

172

Lentz/Thoma: 1990–1998

177

### *Zugaben*

Michael Lentz: Drei Riesen

211

Dieter Thoma: Die Tochter des Gastgebers

213

Michael Lentz: Jiris Erzählungen

216

Dieter Thoma: Fröhliche Nachrufe

218

### *Quellennachweis*

223

DIETER THOMA

## *Ein Vorwitzwort*

Es gibt kaum eine schlechtere Idee, als ein Buch über Witze zu schreiben. Schlechter wäre nur, kein Buch über Witze zu schreiben. Sie würden dann nur im kleinen Kreis bekannt.

Aufgeschrieben jedoch fehlt dem Witz eine Dimension. Es ist wie beim räumlichen Sehen und bei der Fotografie. Der Witz braucht einen, der ihn erzählt, einen, der ihn hört, und mindestens einen Dritten, der mitlacht. Die drei oder mehr bilden eine geschlossene Gesellschaft. Sie sind Vertraute der Heiterkeit. Das Buch, die Platte oder CD, Fernsehen und Radio können nur zwei Dimensionen bieten. Deswegen haben es Witze dort vergleichsweise schwerer. Sie müssen entsprechend ausgewählt werden.

Es können ja auch nie alle über dasselbe lachen, dieselbe Pointe witzig finden. Wer Witze erzählt hat, kennt das. Was in der einen Runde einen sensationellen Lacherfolg verbucht, fällt in einer anderen durch, als habe der Erzähler chinesisch gesprochen.

Sigmund Freud hat gesagt, Witze mache man nicht, sie ereigneten sich. Das können wir leider nicht bieten. Was wir wollen und hoffentlich erreichen, ist, Witz mit Ereignissen zu verknüpfen. Für uns selber konnten wir dabei diese dritte Dimension schaffen. Wir haben jeden Witz zu dritt laut vorgetragen, in seiner Wirkung überprüft und dann erst aufgeschrieben. Wie sagte die Mottenmutter zu ihren Sprösslingen: »Und jetzt zeige ich euch mal, wie man Rotweinflecken entfernt!«

Das Wort Witz kommt von Wissen. Wenn wir noch sagen: »Der Witz der Sache ist ...«, so gehen wir damit auf die ursprüngliche Bedeutung ein. Aber die zwanziger Jahre, als Witze sogar zum Kulturgut gehörten, sind sehr lange vorbei.

Welche Witze wurden erzählt in den jetzt fünfzig Jahren der Bundesrepublik Deutschland? Und wann? Vielleicht wird der eine oder andere sagen, dass er einen Witz, den wir den Jahren nach 1960 zugeordnet haben, schon früher gehört hat. Es sei ihm gegönnt. Wir können nur unsere eigenen Hörerinnerungen verwerten. Vielleicht waren wir dann gerade hinter unserer Zeit zurück. Auch die Internationalisierung des Witzes führt gelegentlich zu Zeitsprüngen. Manche Details, die unserer Erinnerung entfallen waren, haben wir dann wie gewissenhafte Restauratoren ergänzt.

Viele beklagen oder bestaunen, wie rasant sich unsere Welt und damit unser Leben verändert. Sie sollten aber auch nicht übersehen, was sich in fünfzig Jahren Bundesrepublik schon alles bewegt hat. Das Fernsehen im Wohnzimmer ersetzte das Familienleben. Das Auto als Verkehrsmittel für jedermann revolutionierte Freizeitgewohnheiten. Der Kunstbegriff wurde völlig neu interpretiert. Wenn wir weitere Beispiele, wie Waschmaschinen, Ölheizungen, Massentouristik und das Zusammenwachsen der Welt durch Flugreisen und nicht zuletzt die »Pille« einbeziehen, hat sich in diesen fünfzig Jahren, in der Zeit eines Menschenlebens, mehr verändert als je zuvor in friedlichen Zeiten.

Es kommt uns nur nicht mehr so vor, weil wir derzeit in der größten technischen Transformation der Menschheitsgeschichte leben und die Wandlungen der Vergangenheit schon für ein behagliches Zwischenspiel halten. Manchmal hört man vom Fortschritt sogar in fröhlichen Verkürzungen, so durch den Freund, der einem erzählt: »Meine Frau hat jetzt Servolenkung!«

Wer 1949 jung war, erinnert sich an »Sonntagsanzüge« und familiäre Hausmusik, an häusliche Essordnungen, die ein Stück Fleisch höchstens für den Sonntag vorsahen und Wurst unter Luxus verbuchten; an den wöchentlichen Washtag der Hausfrau; an nächtliche Fußmärsche in Nachbarstädte, weil sogar ein Fahrrad als Transportmittel fehlte; an das Erstaunen über den alltäglichen Luxus, der ja zunahm, obwohl so unvorstellbar gespart wurde. Eine Tante, bei der ich als Junge zu Besuch war, rief immer, wenn ich zur Toilette mit der neu installierten Wasserspülung ging: »Zieh nicht ab, ich muss auch noch!«

Verzicht, noch nicht Anspruch, prägte unseren Alltag, Prüderie

beengte jeden Versuch auf Freizügigkeit. Fast alles galt als unmoralisch und verwerflich, was wir inzwischen als selbstverständliche Lebensbedingungen einplanen.

Der Witz überlebt solche hektischen Zeiten wie in einem Museum, scheint als Kunstform vor Verfall geschützt zu sein. Über die meisten Witze der fünfziger Jahre können wir auch heute noch lachen. Lediglich Scherze über vergilbte Gesellschaftsformen haben sich überlebt. Schnoddrige Offiziere, Dienstboten und alte Jungfern, die Jungfräulichkeit als Wert, das waren einmal bevorzugte Themen. Witzblätter des vorigen Jahrhunderts und der zwanziger Jahre beweisen, welch »andere Zeit« damals war.

Vor allem ein Thema hat die fünfzig Jahre unverändert aktuell überstanden: »Thema eins« des Witzes war immer der Sex. Mit Potenzprotzen und Nymphomanie (deutsche Übersetzung: »zwangsläufig«), Ehebruch und Entdeckung, Heimlichkeit und Verbot. Die Tabugrenzen haben sich nur insoweit geändert, als solche Witze heute in aller Öffentlichkeit erzählt werden.

Einen Toleranzschub können wir alle fast auf ein Datum genau festlegen: Die Diskussion um die Potenzpille »Viagra« hat auch Witze über das vorher tabuisierte Thema an den Familientisch geholt.

Wie Witz auf Zeitströmungen reagiert, auf Pille, abstrakte Kunst, Computer und moderne Technik, auch daran erinnern wir uns vielleicht noch alle. Auch an die Dummenwitze, an Ostfriesen, Manta-Fahrer, Blondinen etc. Aber solche Scherze gab es auch schon bei den alten Griechen. Und das beeinträchtigt ihren zeitgeschichtlichen Wert.

Die meisten Witze warten irgendwo wie unsterbliche Wegelagerer auf ihre Opfer. Viele Jahre und Jahrzehnte lang bleiben sie verschollen, bis sie sich plötzlich an eine Person oder Situation binden, mit der sie wieder ins Leben zurückkehren. Wirklich neue Witze hören wir selten. Auch wenn Friedrich Torberg vielleicht übertrieben hat, wenn er versichert, es gebe überhaupt nur zehn bis zwölf »Fundamentalwitze«. Sie würden stets aus einem aktuellen Anlass »neu eingekleidet«. Sie tun nur wie neu. Vorurteile helfen ihnen dabei. Der Besucher sagt dem Beamten am Schreibtisch: »Sie haben aber viele Fliegen hier.« – »Ja«, erwidert der, »374.«

Je größer die Übereinstimmung mit der aktuellen Situation zu sein scheint, desto schwerer können die Lacher erkennen, dass sie denselben Witz in einem anderen Zusammenhang schon einmal gehört haben. Über das ›Neue Deutschland‹, die Parteizeitung der DDR, wurde z.B. behauptet, sie veranstalte ein Preisausschreiben für den besten politischen Witz. Erster Preis: zehn Jahre Zwangsarbeit. Dieser Witz wurde aber schon über das nationalsozialistische Parteiblatt ›Das Reich‹ erzählt und auch über die Moskauer ›Prawda‹.

Witze über Diktatoren erhalten sich oft ohne Namen. Die können dann einfach eingefügt werden. Der Kabarettist Werner Finck erzählte die Geschichte von dem Mann, der einen verhassten Tyrannen vor dem Ertrinken rettet. Gefragt, welchen Wunsch er zur Belohnung erfüllt haben möchte, antwortet er: »Sagen Sie ja niemandem, wer Sie gerettet hat!«

Dass dieser Text inzwischen auch Helmut Kohl zugeschrieben wurde, beweist, wie wenig sich manche Witzsucher um Treffsicherheit bemühen. Die Gefahr des primitiven Nachplapperns ist beim politischen Witz besonders groß.

Es wurde schon mal die Frage gestellt: »Welches ist das dünnste Buch der Welt?« Die Antwort lautete: »Zweitausend Jahre deutscher Humor«.

Haben wir Deutschen Humor? Der Vorwurf, keinen Humor zu haben, beunruhigt vor allem den Teil unseres Volkes, der Humor besitzt. Wer keinen Humor hat, vermisst ihn auch nicht. Der Wiener Kritiker und Schriftsteller Alfred Polgar urteilte: »Der deutsche Humor trägt eine Tarnkappe. Immerzu schreit er: ›Hier bin ich!‹, und keiner sieht ihn.«

Der polnische Romancier Thadäusz Nowakowski erzählte, er sei, als er 1956 von London nach Deutschland kam, von Heinrich Böll gewarnt worden: »Erzählen Sie nur keinen Witz bei uns. Zuerst wird er mit herzlichem Beifall quittiert, aber kurz danach wird jemand im Saal aufstehen und die Frage stellen: ›Was wollten Sie eigentlich damit sagen?‹«

Was uns fehlt, ist vermutlich der englische »sense of humour«, der den ganzen Alltag prägt und schon in der Schule eingeübt wird. Er schafft in Debatten und Unterhaltungen jene besondere Atmosphäre, in der keiner mehr übelnimmt und den Saal verlässt, sondern

in der Bonmots und Treffer der anderen Seite mit beklatscht werden.

Das »Volk der Dichter und Denker« sei zu ernst für Humor, habe ich oft gehört. Bei uns prallen immer gleich Weltanschauungen aufeinander, gilt jemand, der lustig ist, nicht als seriös. Dabei meinte schon Schopenhauer: »Je mehr der Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen.«

Und die deutsche Literatur ist gewiss nicht humorlos. Heinrich Heine, Jean Paul, Wilhelm Busch, Karl Valentin, Christian Morgenstern, Joachim Ringelnatz und Eugen Roth waren brillante Humoristen, von Karl Kraus und Kurt Tucholsky gar nicht zu reden.

Marcel Reich-Ranicki hat mal versichert, er halte den Mephisto im ›Faust‹ für die am stärksten mit Humor gesegnete Figur der Weltliteratur. Manche möchten einwenden, es handele sich eher um Ironie und Witz. Aber wenn Humor die Fähigkeit ist, über sich selber zu lachen, sich selber witzig zu finden, dann kann man diese Wertung verstehen. Obwohl ich die Iren immer noch um Shaw und Oscar Wilde beneide.

Deshalb ist in unserem Team der Engländer Chris Howland als Sammler und Autor persönlicher Erfahrungen dabei. Und deswegen soll dieses Buch auch ein Versuch sein, der deutschen Ernsthaftigkeit und dem weltanschaulichen Ballast eine vergnügliche Perspektive zu geben.

Sie sollten dann allerdings auch darüber lachen können, dass dem Amt Blank in Bonn, dem Vorläufer des späteren Verteidigungsministeriums, bis 1953 die Telefon-Nummer 1870/71 zugeteilt worden war. Es war die Jahreszahl des einzigen Krieges, den das deutsche Reich gewonnen hat.

Was unterscheidet Witz und Humor? Humor heißt lateinisch Feuchtigkeit, ist einer der Körpersäfte, die Temperament und Charakter bestimmen. Otto Julius Bierbaum wird gern zitiert mit seinem Spruch: »Humor ist, wenn man trotzdem lacht.« Demnach wäre Humor nicht viel mehr als Resignation.

Jean Paul jedoch sieht im Humor das »umgekehrt Erhabene«. Das ist eine Definition, die auch für den Witz zutrifft. Und schon Karl Kraus hat ja festgestellt: »Es gibt keinen Humor ohne Witz«.

Horaz witzelt in seinen Satiren: »Lieber einen guten Freund ver-

lieren als einen guten Witz.« Wie entsteht Witz? Vor allem durch die Fähigkeit, Ereignisse aus einer inneren Distanz zu sehen, ruhig zu beobachten, wie sich andere aufregen. Man darf sich nur nicht selber aus der Fassung bringen lassen. So werden schreiende Vorgesetzte zu komischen Figuren, wandelt sich Hektik zu Slapstick-Szenen, wird man selber überlegen.

Der Mann, der das Telefon abhebt, als es klingelt, und gefragt wird: »Ist da Rothschild?« Er antwortet: »Meine Güte, haben *Sie* sich verwählt!«

Das Lachen gleiche dem Triumphgeschrei der Gänse, meinte der Verhaltensforscher Konrad Lorenz. Cicero hielt Lachen für Hochmut. Nietzsche sagte, der Mensch leide so tief, dass er darum das Lachen erfinden musste.

Lacht der Mensch künftig allein am Computer, wenn er übers Internet Witze abrufen? Oder bleibt dann nur noch eine Dimension von den drei gewünschten übrig, und als trauriger Rest ein Konsument, dem das Lachen vergangen ist?

Kommen Witze als Kunstform deswegen aus der Mode? Das wäre schade, und ich glaube es auch nicht. Wie sagte der Betrunkene, der für jeweils fünfzig Pfennig das 38. Brötchen aus dem Automaten zog: »Stören Sie mich ja nicht! Wo ich gerade so schön am Gewinnen bin!« Ich kenne einen berühmten Witzeerzähler, dessen Erfolg vor allem darin besteht, dass er selber immer am stärksten über die Pointe lacht, sooft er sie erzählt. Er brüllt so lauthals und mitreißend los, dass er die Zuhörer ansteckt wie ein Lachsack. Das kann dann auch schlechten Scherzen zum Erfolg verhelfen. Diese Chance haben wir nicht. Unser Lachen bleibt ungedruckt. Wenn wir den Geschmack unserer Leser nicht treffen, können wir auch die Frivolität des Erzählten nicht mehr schönlachen.

Über Geschmack lässt sich nicht streiten, heißt es im Sprichwort. Aber das ist sprichwörtlicher Unsinn, denn über nichts wird so viel gestritten wie über Geschmacksfragen. Deswegen haben wir uns bei unserer Auswahl streng an Fritz Kortner gehalten, von dem der Ausspruch stammt: »Sie haben einen Adlerblick für das Unwesentliche!«

CHRIS HOWLAND

*Neandertal oder  
Die Entstehung des Witzes*

Anfangen hat es mit einer Bananenschale, achtlos weggeworfen von einem prähistorischen Affen. Sie landete zwischen den riesigen Füßen eines unserer Ahnherren. Der Vorfahr, behaart und mit buschigen Brauen, trat auf die Bananenschale und rutschte aus. Augenzeuge seines spektakulären Sturzes war einer seiner Zeitgenossen, der seine Keule fallen ließ, sich die Seite hielt und ein seltsames Geräusch von sich gab.

Es war das erste menschliche Lachen.

Später erzählte der zweite Höhlenmensch die Geschichte einem behaarten Freund, fügte aber ein paar Tupfer hinzu, damit sie farbiger wurde. Als er sie hörte, ließ auch der behaarte Freund seine Keule fallen, schlug sich auf die Knie und gab dieses seltsame neue Geräusch von sich. Ohne es zu wissen, hatte er an einem Ereignis von großer Tragweite teilgenommen.

Er hatte den ersten Witz der Welt gehört.

Bald verließen die behaarten Männer ihre Bäume und Höhlen und bauten sich Hütten aus Steinen und Lehm. Sie lebten in Gruppen, um sich vor wilden Tieren zu schützen, und wählten Anführer. Eigentlich stimmt das so nicht. Die Anführer wählten sich in der Regel selbst, indem sie alle übrigen Aspiranten mit der Keule totschlugen. Dies rief natürlich heftige Kritik hervor, aber niemand beklagte sich. Aus Angst, er würde wie die anderen kurzerhand ins Jenseits befördert.

Bis dann eines Tages ein behaarter Mann, der einen Tick mutiger war als der Rest, bei einer Stammesversammlung aufstand und mit dem Kopf wackelte. Und zwar genau so, wie der Anführer mit *seinem* Kopf wackelte.

Sekundenlang herrschte Stille, während sich die beiden Männer kopfnickend und kopfwackelnd gegenüberstanden. Dann hörte der Anführer auf. *Jetzt passiert's*, dachten die zitternden Untertanen. Aber nein. Der Anführer glotzte, schluckte und bog sich vor Lachen.

Und da erhob sich der ganze Stamm und fiel in sein Lachen ein. Sie prusteten, schlugen sich auf die Rippen und kugelten sich vor Vergnügen auf der Erde.

Das politische Kabarett war geboren.

(Später zog der Anführer den Imitator hinter einen Felsen und knüppelte ihn tot. Somit etablierte er den Sachverhalt, dass diese Art Humor denjenigen, der ihn auszuüben wagt, sehr teuer zu stehen kommt.)

In jener Zeit war das Leben einfacher, weil es nur zehn Regeln gab, eine für jeden Finger. Aber auch für einfingerige Stämme galt die eine Grundregel: *Hände weg von meiner Frau!*

Daher war es unvermeidlich, dass eines Tages ein behaarter Mann, neugieriger als die anderen, einem Paar in den Wald folgte. Hinter einem Baum versteckt, sah er gebannt zu, wie die beiden alle möglichen akrobatischen Übungen vollzogen, auf die ausnahmslos – nach Regel vier oder Regel eins, je nach Anzahl der Finger – die Todesstrafe stand.

Er konnte es kaum abwarten, seinen behaarten Freunden von seiner köstlichen Entdeckung zu berichten; und ebenso wenig konnte er widerstehen, die Schilderung aus Gründen der Dramaturgie weiter auszuspinnen.

Jubel, Trubel, Heiterkeit. Die ausschließlich männlichen Zuhörer (in jenen Tagen hatte noch niemand von Alice Schwarzer gehört) nahmen sich so, als wäre etwas Sensationelles passiert.

Das war auch der Fall. Der *schmutzige* Witz war auf der Welt.

(Diese Art Witz unterscheidet sich übrigens von den beiden anderen, weil er sich seit seiner Entdeckung zur Zeit der Neandertaler um keinen Deut entwickelt hat.)

Später, als Dörfer zu Städten und Stämme zu Nationen wurden, lachten die Männer dieser Erde in vielen verschiedenen Enklaven. Um mündig zu werden, musste der Witz emanzipiert werden; er musste von seiner geografischen Lage und Sprache befreit werden und seinen Platz auf einem internationalen Markt einnehmen. Die

Lösung kam nach dem Zweiten Weltkrieg. Und zwar in Gestalt des Flugzeugs.

Flugreisen wurden Anfang der fünfziger Jahre populär – und mit ihnen ging der Witz auf Reisen. Piloten schnappten in Hamburg eine Geschichte auf, und 18 Stunden später lachten Leute in New York darüber. Genauso ging's in umgekehrter Richtung.

Flughäfen wurden rasch zum Zentrum des internationalen Humors. Piloten, Stewardessen und Passagiere ließen ihre Koffer fallen, schlugen sich auf die Knie und lachten.

Sie brachten uns Witze aus Australien. Beispielsweise den von dem Känguru ...

*... das plötzlich anfängt, sich den Bauch zu kratzen. Schließlich zieht es ein Kängurubaby heraus, schüttelt es wild und schreit:  
»Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst im Bett keine Kekse essen?«*

Oder die Geschichte von der afrikanischen Elefantendame.

*Sie war auf einen Strauch getreten, und nun steckte ein langer Dorn in ihrem Fuß. »Kann ich dir helfen, Schätzchen?«, fragte eine kleine Maus. Die Elefantendame hob den Fuß. »Könntest du das bitte herausziehen?« Die kleine Maus machte sich an die Arbeit und hatte den Dorn nach kurzer Zeit mit den Zähnen herausgezogen. Voller Dankbarkeit fragte die Elefantendame:  
»Gibt es etwas, das ich für dich tun kann?«  
»Ich würde gern mit dir schlafen«, sagte die Maus.  
»In Ordnung«, entgegnete die Elefantendame.  
Die kleine Maus kletterte hoch und gab sich redliche Mühe, aber die Elefantendame spürte, natürlich, überhaupt nichts. Nach einigen Minuten wurde ihr langweilig, und sie lehnte sich an eine Kokospalme. Da löste sich eine Kokosnuss und fiel der Elefantendame auf den Kopf.  
»Huu-huu-huu!«, schrie sie.  
Die kleine Maus war äußerst besorgt.  
»Tut mir leid, Schätzchen. Tu ich dir weh?«*

Aus dem Norden Kanadas:

*In diesem Teil der Welt wird ein Mann erst dann als echter Mann angesehen, wenn er zwei Aufgaben bewältigt hat: Er muss (a) einen Bären gefangen und (b) mit einer Frau geschlafen haben. Unser Kandidat marschiert also in den Schnee hinaus und kehrt wenige Tage später in schrecklichem Zustand zurück. Sein Gesicht ist zerkratzt, die Kleider hängen in Fetzen herab, überall hat er blaue Flecken.*

*»Was ist denn mit dir passiert?«, fragt sein Freund.*

*»Die erste Aufgabe mit dem Bären habe ich erledigt«, antwortet der Möchtegernmann, »aber ich hab vergessen, was ich mit der Frau machen muss.«*

Wer hat nur all diese Witze erfunden?

Auf der Erde leben heute annähernd 5,4 Milliarden Menschen. Einmal angenommen, jeder zehntausendste erfindet einmal in seinem Leben einen neuen Witz. Das würde heißen, es gibt etwa alle 70 Jahre 540 000 neue Witze, und das wiederum bedeutet jeden Tag 21 neue Witze. Gar nicht so viel, oder?

LENTZ/THOMA

1945–1949

1945, im Wonnemonat Mai, fuhr ein russischer Panzerspähwagen durch die Straßen Berlins. Auf seinem Dach hatte ein Offizier der Roten Armee ein Koffer-Grammophon montiert, darauf kreiste eine alte Schellack-Platte. Das dünne Stimmchen des UFA-Stars Lilian Harvey war zu hören; der ›Blonde Traum‹ sang ein Lied aus dem Film ›Der Kongress tanzt‹, das die Aufpasser des Propaganda-Ministeriums aus guten Gründen verboten hatten: »Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder ...«

Da stiegen die Berliner aus ihren Kellern und Bunkern, denn der fröhliche Schlager signalisierte ihnen: Der Krieg ist aus, die Verbote der Nazis gelten nicht mehr.

Eines der blassen Kellerkinder stand damals vor der endlosen Trümmerlandschaft und witzelte beim Anblick der zerstörten Häuser sarkastisch:

*Berlin ist die Stadt der Warenhäuser. Da war 'n Haus, da war 'n Haus, da war 'n Haus ...*

Vielleicht der erste Witz der Stunde null.

Frühling 1945 – die Niederlage kam bei strahlendem Wetter. Energetisch, doch viel zu früh, schlugen die Bäume aus, und vom blauen Himmel lachte die Sonne. Sie schenkte den besiegten Deutschen, die damals nichts zu lachen hatten, jene Wärme, die sie zur Heilung ihrer Blessuren so dringend benötigten. Auch die erste Parole der neu organisierten Gewerkschaften gab sich wolkenlos und ermunternd: »Ein neues Leben blüht aus den Ruinen« lautete die Botschaft,

obwohl sich im Land aus Schutt und Asche, das von den Siegermächten schnell in vier Besatzungszonen aufgeteilt wurde, zunächst nur Veilchen und Löwenzahn regten.

Aber dann besannen sich die verarmten Deutschen auf ihre gründlichste Tugend: den Fleiß. In den Städten räumten die Trümmerfrauen auf. Wer noch die Kraft hatte, Ziegelsteine, Speisvögel (Tragekästen) und Zementsäcke zu schleppen, begann mit dem Wiederaufbau. Doch der Hunger machte den Arbeiterkolonnen zu schaffen, er verschonte nur die Schwarzhändler, die neureichen Schieber und die Bauern. Also fuhren die darbenenden Deutschen in überfüllten Zügen aufs Land, um zu »hamstern«. Sie boten an den Türen der Bauernhöfe ihre letzte Habe an, tauschten Teppiche, Schmuck, Familiensilber gegen Kartoffeln, Speck, Eier. Den Landwirten wäre es nach der Währungsreform 1948 leichtgefallen, einen schwungvollen Teppichhandel aufzumachen.

Apropos Eier. Auch das Federvieh hatte es in den ersten Nachkriegsjahren nicht leicht. Der Spruch »Da lachen ja die Hühner« traf nicht mehr zu, weil hungrige Hamsterer oder streunendes Gesindel Hahn und Henne zu nachtschlafender Zeit in ihren Ställen enthaupeteten und als Beute heimwärts trugen.

In jenen himmelblauen, hühnerlosen Tagen zog die leichte Muse ihre ersten, auf dem Schwarzmarkt eingekauften Nylonstrümpfe an, überholte ihr Akkordeon und spielte in Dorfkneipen und notdürftig reparierten Sälen zum Tanz auf. Sie besang den Frühling und die Liebe – was sonst? Die Schlagertexter hatten der Muse bald nach dem Krieg die ersten einschmeichelnden Produkte ihrer Phantasie zugeliefert: »Mich hat der Frühling wachgeküsst«, »Rosemarie, wann kommst du wieder, der weiße Flieder blüht schon für dich«. Oder – eine schöne Erfindung des Liederschreibers Robert Gilbert:

*»Es wird in hundert Jahren wieder so ein Frühling sein,  
genauso schön, mein Schatz, wie heut,  
vielleicht steht unsere Bank dann immer noch im Sonnenschein,  
doch die da sitzen, das sind leider and're Leut.«*

Mit ›Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt‹ schenkte die leichte Muse ihren Zuhörern einen langlebigen »Ohrwurm«; sie